„Hundert Francs besitze ich nicht. Ich habe nur etwa zwanzig, doch ich hoffe, daß ich den Rest nach der Fahrt noch auftreiben kann!“ erklärt der junge Bursche. Sein schmales Gesicht unter dem strähnigen dunklen Haar ist hochrot vor Eifer.

„Buonaparte will fliegen! Buonaparte will wirklich fliegen!“ rufen die anderen Kadetten aufgeregt. — Wir wollen alles Geld, das wir bei uns haben, zusammenlegen, damit einer aus unserem Kurs als erster eine Ballonreise machen kann!“

Ein paar Dutzend Hände wühlen hastig in Taschen und Geldbeuteln, Münzen und kleine Scheine fliegen in eine hoch emporgehaltene Mütze. Rasch sind über 60 Francs gesammelt. Einer der Jungen bringt das Geld dem Engländer:

„Mit Buonapartes Geld sind es etwa 80 Francs!“

Mister Elgin zögert. Er sieht aber, daß sich außer dem flugbegeisterten jungen Kadetten wohl kaum eine Ablösung für ihn finden wird, zumal der Wind immer stärker weht und der Himmel sich zusehends verdüstert. So gibt er sich mit den 80 Francs zufrieden.

„Los, Buonaparte! Hoch Buonaparte! Gute Reise!“ schreien die jungen Kameraden übermütig und schwenken die Mützen. Auch die Volksmenge jubelt dem mutigen Kadetten zu. Die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt werden getroffen. Der Kriegsschüler steht bereits in der Gondel. Eben will Blanchard nachklettern. Da drängt sich ein Offizier durch die Zuschauerreihen.

„Halt!“ schallt seine laute Kommandostimme über das Feld. „Das ist ja unerhört! Kadett Buonaparte, steigen Sie sofort aus! Wie können Sie es wagen, an einer öffentlichen Schaustellung teilzunehmen! Sowie Sie heimkommen, haben Sie zwei Tage Arrest!“

Der schmale Junge zuckt zusammen. Doch gegen den Befehl des Vorgesetzten gibt es keine Widerrede. Betrübt, mühsam seinen Zorn und seine Enttäuschung niederkämpfend klettert der Kadett Napoleon Buonaparte aus der Gondel der Charlière und geht zu seinen Kameraden zurück. Wenige Minuten später erhebt sich der Ballon mit François Blanchard und treibt, vom frischen Wind gefördert, unter den brausenden Jubelrufen der Zuschauer rasch in der Richtung gegen Versailles. —

Zehn Jahre später ist der junge General Napoleon Buonaparte Befehlshaber einer Revolutionsarmee. Er versucht, die Luftschiffe für Kriegszwecke zu benutzen. Vor Charleroi und Fleurus erleben die militärischen Beobachterballons ihre Feuertaufe. 1794 gründet man in Meudon eine „Aeronautenschule“. Auch zwei Luftschifferkompanien entstehen und spielen in den Kämpfen am Rhein keine unbedeutende Rolle. 1799 aber löst der Erste Konsul Buonaparte die Luftschifferschule und die „Aerostiers“ wieder auf, weil der zur Füllung und Instandhaltung der großen Ballons nötige Train sehr kostspielig und die ganze Sache für Napoleons schnelle Kriegführung zu umständlich und zeitraubend erscheint.

Das verschlossene Zimmer

Skizze von Josef Wernthaler

Karl Hinrichsen mietete sich bei einer jungen Witwe ein. Sie überließ ihm das schönste Zimmer, das auf den ruhigen Garten hinausging, und bemerkte, sie vermiete nicht allein um des Geldes wegen, sondern in der Hauptsache darum, damit sie sich nicht so einsam fühle. Strahle nur Licht des Abends durch die Scheiben der Tür auf den dunklen Flur heraus, so beruhige sie das. Er möge sie, fügte sie verlegen hinzu, richtig verstehen. Ihr Mann sei vor drei Jahren an einer Angina gestorben, sie waren noch kein Jahr verheiratet gewesen ... Wie sie das erzählte, ruhig und doch leise verlegen und endlich meinte, sie hoffe, sie beide kämen gut miteinander aus, mußte er sich sagen, daß er es bestimmt gut bei ihr haben werde.

Bei seinem Einzug fand er einen Strauß lila Nelken auf dem Schreibtisch. Er bedauerte es geradezu, als sie verwelkt waren und zeigte sich um so erfreuter, als bald nach den Nelken einige Rosen, weiße und rote, in dem Glase steckten. Es erstaunte ihn selber, daß er nun an den Abenden zu Hause blieb; sein Licht leuchtete jeden Abend auf den dunklen Flur hinaus. Auch fühlte er sich nicht allein wie sonst in möblierten Zimmern, immer vermeinte er, die junge Witwe sei beständig nah bei ihm, auch wenn sie sich in ihrem Zimmer aufhielt. Stets aber, wenn sie sich auf dem Flur oder in der Küche begegneten, freute er sich, mit ihr eine Weile zu plaudern, und sie war rührend in ihrer offenen, anmutigen Weise. Ja, als er eines Tags etwas später nach Hause kam und aus ihrem Zimmer eine männliche Stimme vernahm, mußte er sich beinahe erschrocken zugestehen, daß ihn dieser Besuch betrübte. Und er war froh, als er andern Tags von ihr erfuhr, daß ihr Bruder sie besucht habe, was selten geschehe, weil er auswärts angestellt sei und wenig abkommen könne. Der Bruder hatte die Nacht in einem anderen Zimmer verbracht, das sonst unbewohnt, und, was ihm schon aufgefallen, meist verschlossen blieb.

Dieses Zimmer hatte sie ihm beim Einmieten auch nicht gezeigt. Es war nicht Neugierde, was ihn trieb, manchmal davor stehenzubleiben und zu lauschen, ob nicht doch jemand darin wohne. Es verlockte ihn beim Vorbeigehen hinzusehen, als müsse sich die Tür öffnen und ihm die Frau, ihr Dasein und ihre Vergangenheit näher bringen. Denn da alles um sie herum durch ihre Gegenwart so offen und freundlich war, erschien ihm die verschlossene Tür wie ein Widerspruch. Vielleicht war es das Zimmer ihres verstorbenen Mannes — dann allerdings sollte es mit Recht verschlossen bleiben, so lange sie es für sich zu stillem Gedenken besitzen wollte.

Gestand er sich das auch zu, so war er doch nicht froh über diese Möglichkeit. Vor einiger Zeit hatten sie sich im Flur plötzlich aneinander gelehnt, die Arme ausgebreitet, als wollten sie sich umfangen. Dann aber war sie, als er sich ihr nun genähert, — mit einem Blick auf das verschlossene Zimmer eilig davongegangen und hatte sich am Abend nicht mehr gezeigt.

Nach wie vor blieb er die Abende zu Hause. Das Licht brannte bis spät in die Nacht durch die Scheiben auf den Flur hinaus. Auch die Frau blieb bis tief in die Nacht wach. Begegneten sie sich aber vor der verschlossenen Tür, so schlug sie die Augen nieder, und er wich ihr scheu aus.

Eines Abends kam er nach Hause und überraschte sie, als sie vor dieser Tür stand, den Schlüssel unentschlossen in der Hand. Bemüht, möglichst unbefangen an ihr vorbeizugehen, näherte er sich ihr. Kaum konnte er sehen, wie sie ihm winkte und ihn leise rief. Er blieb stehen, wagte aber keinen Schritt auf sie zu. Sie drängte jetzt lauter: „Kommen Sie!“ und nahm ihn ermunternd bei der Hand. Willig folgte er ihr in das Zimmer, das zu sehen er heimlich gewünscht hatte. Ein Raum, der sich nicht viel von anderen unterschied: ein Empire-Schreibtisch, eine hohe Lampe mit bemaltem Papierschirm, ein Bücherregal, ein Sofa und eine Kommode. Auf diese deutete sie. Eine Uhr stand darauf, aber es war verwunderlich, daß sie die Zeit zeigte, die es gerade sein mußte. Er verglich sie mit der auf seiner Taschenuhr, und in der Tat: beide Uhren zeigten fünf Minuten vor sieben!

Sie lächelte. Fragend sah er sie an. Statt aller Antwort deutete sie nur auf die Uhr auf der Kommode. Das geschliffene Zifferglas funkelte im Abendlicht. Er erschrak fast über seine eigene Stimme, als er auf ihr Deuten wie gebannt sagte: „Es ist fünf vor sieben!“

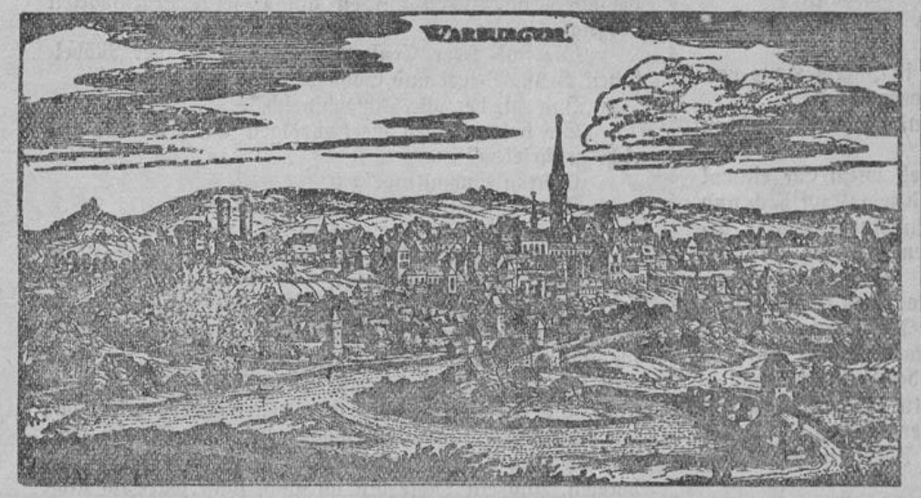
Befriedigt nickte sie, und, ohne ihn anzusehen, sagte sie nun: „Um diese Zeit starb er, um diese Zeit, genau ... Als ich gleich nach dem Eintritt des Todes ins Zimmer kam, um zu sehen, wann er gestorben war, da tickte sie nicht mehr. Sofort darauf schlug es sieben. Sie mußte also stehengeblieben sein, als er verschied ... Und seit dem Tage ist sie still, und auch für mich steht die Zeit seither still. Drei Jahre lang ...“

Langsam ging sie, dabei auf die Kommode zu und strich über das Glas der Uhr. Dann, zu ihm aufsehend, tippte sie den Pendel an, zärtlich, leicht und silberfein klang das Uhrwerk: lebendig gewordene, klingende Zeit.

Die Stille in dem Zimmer war sofort eine andere, und zwischen ihnen, die sich an der Hand hielten und verwundert ansahen, pulste es wie das Ticken der Uhr, immer dichter schlugen die Sekunden des Herzens aufeinander. „Er wird nicht stürnen“, meinte sie, „daß ich die Uhr ... daß wir die Zeit nicht mehr stillstehen lassen ...“

Von diesem Tage an blieb auch das Zimmer unverschlossen, ungestraft gingen sie aus und ein, und mit ihnen war die Zeit wieder silbern hörbar, nicht nur gemessen von einem Räderwerk, sondern ausgefüllt vom Schlage des Daseins, das gute und schwere Tage bringt.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 57 | 17. Juli 1937 | 11. Jahrgang

Meister Weigel und seine Kinder

Roman von Olfrid von Hanstein

3. Fortsetzung

Ein weißhaariger Herr mit einem unendlich gütigen Gelehrtengesicht war aufgestanden und streckte ihm seine Hand entgegen.

„Ich komme in einer betrüblichen Angelegenheit.“

„Aber, lieber Weigel! Sie machen wirklich ein Gesicht, als seien Ihnen die Felle weggeschwommen. Wo brennt's denn?“

Alfred richtete sich auf und sagte fest:

„Ich bin gezwungen, mein Studium aufzugeben.“

„Angst vor dem Examen?“

„Es hat sich als notwendig herausgestellt, daß ich in den Betrieb meines Vaters eintrete.“

„Ich erinnere mich, Ihr Vater hat wohl eine große Möbelfabrik.“

„Herr Professor, es hätte ja genügt, wenn ich mich auf der Universität abgemeldet hätte, aber Sie waren stets so voll Güte zu mir, Sie haben mir sogar Ihr Haus geöffnet, und deshalb halte ich es für meine Pflicht, Ihnen alles offen zu sagen, — — ich wäre froh, wenn Sie meinen Entschluß billigen könnten.“

„Sprechen Sie ganz offen.“

„Mein Vater hat Unglück gehabt. Er war ein sehr tüchtiger Handwerker, verstand aber nichts von kaufmännischen Dingen. Er wird die Fabrik aufgeben und wieder ein kleiner Meister werden müssen.“

Der Professor, der zwischen den Zeilen las, nickte.

„Er ist also nicht mehr in der Lage, mir einen Zuschuß zu geben.“

„Es gibt doch manchen, der als Werkstudent ...“

Alfred wurde immer fester.

„Ich darf meinen gebrochenen Vater jetzt nicht allein lassen, sonst verliert er den Mut. Es ist meine Pflicht, ihm zur Seite zu stehen und neben ihm zu arbeiten.“

„Als was?“

„Als Tischler.“

Hart klang die Antwort, und der Professor las lange und aufmerksam in den Augen des jungen Mannes, der da mit zusammengekniffenen Lippen vor ihm stand.

„Haben Sie sich das genau überlegt?“

„Jawohl. Die Firma Ernst Weigel und Sohn besteht seit mehr als hundert Jahren. Wären wir Bauern, dann wäre es sozusagen ein Erbhof. Es darf nicht sein, daß diese Firma mit Schande zugrunde geht, weil der Vater durch fremde Schuld niedergebrochen ist und weil der Sohn sich zu gut dünkt, ein Handwerker zu sein. Uebrigens glaube ich, daß meine ganze Begabung sich in erster Linie auf das Praktische richtet.“

„Lieber Herr Weigel, ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind. Geben Sie mir die Hand. Ich verstehe Sie und billige Ihren Entschluß. Sie brauchen auch nicht alle Brücken hinter sich abzubrechen. Nach Schluß dieses Semesters wären Sie ohnehin berechtigt, zuerst ein praktisches Jahr zu absolvieren. Sie tun dies also jetzt eben im Betrieb Ihres Vaters.“

„Sehr gütig, Herr Professor, aber das hat keinen Zweck. Ich muß in der festen Ueberzeugung an mein neues Leben herantreten, daß es kein Zurück gibt. Ich muß um meiner eigenen Ruhe willen wissen, daß ich nicht mit Hoffnungen oder Phantastereien an Dinge denke, die mir verschlossen sein müssen.“

„Ich glaube auch das zu verstehen. Jedenfalls, lieber Weigel, vergessen Sie nicht, daß meine Tür Ihnen immer offen steht. Und jetzt entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Hella!“

Er rief ins Nebenzimmer und ein junges, zartes Mädchen mit klugem Gesicht kam herein. Sie erwiderte Alfreds Gruß mit unwillkürlichem Erröten.

„Leiste dem Herrn Studiosus einen Augenblick Gesellschaft.. Ich will nur dem Universitätspedell, der draußen wartet, Bescheid sagen.

Damit war der alte Herr schon aus dem Zimmer, und die beiden jungen Menschen standen einander verlegen gegenüber. Endlich brach Hella das Schweigen.

„Sehr Wichtiges. Ja kam, um Abschied zu nehmen. Ich gebe mein Studium auf.“

„Aber, Herr Weigel!“

„Es ist meine Pflicht, in meines Vaters Werkstatt einzutreten und Handwerker zu werden. Ich habe Ihrem Herrn Vater alles erklärt, und er hat meinen Entschluß gebilligt.“

„Vater hat —?“

Er faßte ihre Hand.

„Ich habe Ihren herrlichen Vater verstanden: in seiner großen Güte hat er mir die Möglichkeit gegeben, mich auch von Ihnen zu verabschieden. Gestatten Sie, daß ich dies tue und — daß ich Ihnen herzlich danke."

Seine Stimme war bewegt, das Mädchen senkte den Kopf.

„Ich werde die Abende, die ich in Ihrem Haus verleben durfte, nie in meinem Leben vergessen."

Der Professor trat wieder ein und warf einen raschen Blick auf die beiden.

„Also, wie gesagt, lieber Weigel, wenn Sie einmal einen Rat brauchen — jederzeit! Und jetzt Kopf hoch und mit klaren Augen in das neue Leben hinein, das zu beginnen Sie für Ihre Pflicht halten. Warten Sie, ich bringe Sie selbst zur Tür."

Eine kurze Verbeugung vor Hella, dann folgte Alfred dem alten Herrn, der sich an der Tür durch kräftigen Händedruck verabschiedete. Alfred stand wieder auf der Straße. Um den Mund war auch wieder der harte Zug.

Auch das war geschehen! Er hatte sich von allem gelöst. Auch von Hella; von der kleinen, klugen Hella, die ihm vorgeschwebt hatte als das ferne Ideal seines Lebens.

„Schluß!"

Er richtete sich auf und sprang auf den Omnibus, der ihn nach dem Norden zurückbringen sollte.

— — — — — — — — —

Am selben Morgen trat Amtsgerichtsrat von Häberling in das Zimmer, in dem Assessor Kolmar arbeitete. Er hatte ein lachendes Gesicht.

„Jetzt hören Sie mal zu, lieber junger Kollege, was ich da für einen Brief bei der Post finde.

‚Sehr geehrter Herr Richter!

Ich habe heute morgen zufällig gemerkt, daß ich durch die Dummheit meines Schwagers pleite bin. Alles Geld ist beim Teufel und ich kann nicht mehr weiter. Ich glaube, es ist meine Pflicht, den Konkurs anzumelden, und das tue ich hiemit ergebenst. Wenn Sie mich holen wollen — ich stehe zur Verfügung und bin morgen ab zehn Uhr in meinem Kontor.

Mit deutschem Gruß
Ernst Weigel,
in Firma Ernst Weigel und Sohn
Veteranenstr. 237.'"

Der Assessor lachte.

„Allerdings eine merkwürdige Konkursanzeige. Sieht beinah so aus, als wollte sich der gute Mann noch lustig machen."

„Glaube ich nicht. Glaube eher, daß der Mann noch wenig Briefe geschrieben hat, aber man kann nicht wissen. Nehmen Sie sich den Kriminalkommissar Müllner mit und fahren Sie hin."

„Jawohl, Herr Amtsgerichtsrat."

„Wenn was dran ist, die Bücher versiegeln und den vereidigten Revisor benachrichtigen. Im übrigen weiß ja der Kommissar, was er zu tun hat."

— — — — — — — — —

Herr Weigel war während einer ganzen Stunde automatisch immerzu zwischen Fenster und Tür hin und hergependelt. Bisweilen blickte er auf die Uhr, als zählte er die Minuten.

Manchmal hatte der Werkführer Kuhlekamp durch die Tür geblickt, sich aber nicht hereingewagt, weil er doch nicht wußte, was er jetzt sagen sollte.

Fünf Minuten nach zehn kam er doch herein.

„Herr Weigel, zwei Herrn vom Gericht sind da."

Weigel richtete sich auf.

„Lassen Sie sie herein und grüßen Sie meine Frau."

Unwillkürlich zitterte der alte Mann, der nie in seinem Leben mit dem Gericht zu tun gehabt hatte, an allen Gliedern.

Drittes Kapitel.

Die Tür des Privatkontors der Firma Ernst Weigel wurde geöffnet, zwei Herrn traten ein und stellten sich kurz vor, während der Kriminalkommissar, den Weigel mit besonders ängstlichen Blicken ansah, seine Legitimation vorzeigte.

„Sie sind Herr Ernst Weigel, Inhaber der Möbelfabrik Ernst Weigel und Sohn?"

„Jawohl, der olle Ochse bin ich."

„Sie haben diesen merkwürdigen Brief an das Gericht geschrieben?"

„Gestern nachmittag."

„Was ist denn nun eigentlich hier los?"

„Pleite bin ich, ganz einfach."

„Was soll das heißen, daß Sie das, wie Sie schreiben, gestern zufällig entdeckt haben."

„Weil es wirklich ganz zufällig war, denn wenn gestern mein sauberer Schwager nicht verreist wäre, wäre ich gar nicht darauf gekommen, in die Bücher zu sehen und festzustellen, daß wir alle sind. Dann hätte ich auch nicht die Briefe gelesen, aus denen hervorgeht, daß wir lauter alte Klamotten machen, die kein Mensch will. Ich bin eben Tischler und verstehe nichts von den Schreibereien. Und ein Ochse bin ich auch, sonst wäre ich nicht so dämlich gewesen und hätte mich bereden lassen, 'ne Fabrik aufzumachen. Jetzt sitze ich im Wurschtkessel und sehen Sie da: mein Schwager ist glücklich mit dem Rest unseres Gelds getürmt, und ich kann nun allein die Brühe ausbaden."

Assessor Kolmar las den Brief.

„Sie hatten aber doch die Verantwortung für Ihren Betrieb."

„Sehr richtig, aber ich habe dem Halunken vertraut. Deshalb werde ich ja auch jetzt eingesperrt. Schadet nichts! Hab's ja verdient! Ich weiß nur nicht, wie meine Olle das überlebt, und um meine beiden prachtvollen Kinder ist's schad. Die müssen jetzt darunter leiden, daß ihr Vater so ein Kamel war."

Fast hätte der Assessor gelacht bei der urwüchsigen Art, in der dieser Mann, dem man den braven Handwerker ansah, allmählich einen ganzen zoologischen Garten mit sich verglich.

„Sind die Bücher richtig geführt?"

„Keine Ahnung. Davon verstehe ich nichts, aber — da sind sie."

„Herr Bücherrevisor, wollen Sie die Freundlichkeit haben, einmal flüchtig reinzusehen."

Weigel nickte Herrn Zangenberg, einem alten Bekannten, zu.

„Ich glaube, da werden Sie was Schönes erleben."

Zangenberg klappte das Hauptbuch auf und nahm die Korrespondenzen zur Hand. Weigel war ganz mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Wie ist das jetzt? Nehmen Sie mich gleich mit?"

„Warten Sie doch erst ab!"

„Ich meine nur, weil ich meiner Ollen nicht mal Adieu gesagt habe und weil — Herrgott, was wird das morgen für ein Knatsch, wenn die Arbeiter keinen Lohn kriegen, und es sind alles so anständige Menschen."

„Sie hätten sich früher darum kümmern müssen!"

„Sehr richtig, aber ich hab's doch nun mal nicht getan und war so ein dämliches Rindvieh!"

„Herr Weigel, jetzt lassen Sie uns einmal ruhig arbeiten und behalten Sie Ihre Vorwürfe für sich."

„Sehr richtig! Was interessiert es Sie, was ich für ein Rhinozeros bin!"

„Also bitte, Herr Zangenberg."

Der Bücherrevisor Zangenberg richtete sich auf.

„Ich habe einen flüchtigen Status aufgestellt —"

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet und Irma trat ein.

Der Assessor warf einen halb ihr reizendes Aussehen bewundernden, halb über die Störung unwilligen Blick auf das junge Mädchen, während Weigel so in sein Elend versunken war, daß er ihren Eintritt kaum bemerkte. Der Assessor fragte:

„Sie wünschen?"

„Ich bin Irma Weigel, die Tochter."

„Ich muß Sie leider bitten, uns jetzt allein zu lassen, mein Fräulein."

„Sie verzeihen, ich bin einundzwanzig Jahre alt und halte es für mein Recht, über den Stand der väterlichen Fabrik orientiert zu werden. Sie erlauben, daß ich bleibe."

„Bitte, fahren Sie fort, Herr Zangenberg."

„Der Status ist recht betrübend. Die Passiva der Firma betragen nach flüchtiger Zusammenstellung und vorausgesetzt, daß die Bücher, wie es ja scheint, richtig geführt sind, etwa dreihunderttausend Mark, die durch langfristige Wechsel gedeckt sind, von denen etwa ein Viertel in drei Monaten fällig ist. Hauptgläubiger sind die liefernden Holzfirmen. Außerdem sind da etwa fünftausend Mark rückständige Steuern und zehntausend Mark ungedeckte Hypothekenzinsen sowie die wöchentlichen Löhne, von denen zwölftausend Mark morgen zu zahlen wären. Barer Kassenbestand ist nicht vorhanden. Der Schuldner behauptet und belegt durch den Brief seines Schwagers Wilhelm Färber, daß dieser gestern mit den letzten zehntausend Mark das Weite gesucht hat. Als Aktiva kämen in Frage: das mit sehr hohen Hypotheken belastete Fabrikgrundstück, das im Augenblick unverkäuflich sein dürfte und bei einer Zwangsversteigerung kaum den Betrag der Hypotheken erbringen könnte; das mit hunderttausend Mark zu Buch stehende, im Augenblick ebenfalls unverkäufliche Villengrundstück in Frohnau mit dem mit fünfzigtausend Mark zu Buch stehenden Mobiliar und die Lagerbestände der Fabrik. Es sollen vorhanden sein vierhundert sogenannte Vertikows, siebenhundertfünfzig Bettstellen, hundertachtzig komplette Herrenzimmer, dreihundert Eßzimmer, allerdings alles im Stil der vergangenen Jahre, und etwa tausend Einzelmöbel. Wären es der jetzigen Mode entsprechende Fabrikate, wäre der Stand der Fabrik durchaus haltbar. So aber dürften auch diese Möbel bei einer Auktion kaum die Kosten des Gerichtsverfahrens decken. Es fragt sich, ob die Eröffnung eines Konkurses mangels verwendbarer Masse überhaupt lohnend wäre."

Weigel stöhnte auf.

„Und ich habe von alledem nichts gewußt! Ich habe geschuftet und geschuftet und jetzt —"

Irma richtete sich auf.

„Erlauben Sie, meine Herren."

„Bitte, unterbrechen Sie nicht."

„Ich muß Sie bitten, mich anzuhören. Nicht wahr, es geht doch hier in erster Linie nicht um meinen Vater, sondern darum, ob morgen vierhundert Arbeiter brotlos werden sollen oder nicht."

„Das ist allerdings das Schlimmste bei der Sache, und es wird sich zeigen, ob die verantwortlichen Leiter deshalb nicht mit dem Strafrichter in Konflikt kommen."

„Deshalb bitte ich Sie, mich anzuhören."

Der Assessor wurde ungeduldiger.

„Ich wüßte nicht, mit welchem Recht Sie —"

Irma lächelte.

„Erlauben Sie mal, Herr Amtsgerichtsrat, oder wie ich Sie zu nennen habe, ich bin Inhaberin des großen Sportabzeichens und habe neben meinem Pilotenexamen im letzten Jahr den ersten Preis im Wettschwimmen durch Berlin gewonnen und vorgestern einen neuen Rekord im Segelflug aufgestellt."

(Fortsetzung folgt)

Napoleon darf nicht fliegen!

Eine wahre Geschichte von S. v. Droste-Hülshoff

Ein strahlender Sonnenhimmel blaut über Paris und dem weiten ebenen Felde unweit der Seine, auf dem eine tausendköpfige, aufgeregte Menschenmenge lärmend hin und her wogt. Hübsche Mädel aus dem Volke, kleine Näherinnen und Gemüsehändlerinnen in zierlichen Häubchen und schlichten Kattunkleidchen suchen sich Arm in Arm mit jungen Burschen möglichst weit gegen die Absperrungen aus Latten und Seilen vorzudrängen. Kinder winden sich zwischen den Beinen der in langen Reihen wachehaltenden Soldaten durch. Halbwüchsige Jungen hängen an allen Zäunen und Bäumen im Umkreis des Feldes. Im Hintergrunde recken sich vornehme Damen und Herren im Fond von prunkvollen Karossen. Alle, alle wollen das große Ereignis, den lange angekündigten Aufstieg des Ballonfahrers François Blanchard miterleben. Blanchard ist bereits ein berühmter Mann. Vor einigen Monaten gelang es ihm, gemeinsam mit dem Engländer Jeffries über den Kanal nach England zu fliegen. Auch diesmal wird ein Engländer Blanchard auf der Reise in die Lüfte begleiten. Allerdings läßt sich der gefeierte Luftschiffer die Teilnahme an seinen Fahrten teuer bezahlen. Mister Elgin hat dafür 200 Francs gegeben und steht stolz neben Blanchard, der das Fertigmachen seines Luftschiffes überwacht.

Die geschweifte, bootförmige Gondel der „Charlière" trägt am Bug das bourbonische Lilienwappen. Innen befinden sich Taue und allerlei steuer- und ruderähnliche Geräte, die von der Menge verwundert bestaunt werden. Der mit einem Netz übersponnene runde Ballon wiegt sich bereits prall gefüllt an seinen Ankertauen.

Zahlreiche Kadetten in der Uniform der Pariser Kriegsschule stehen dicht bei der Absperrung und beobachten aufmerksam jeden Handgriff Blanchards und der Männer, die an der „Charlière" herumhantieren. Eifrig sprechen die jungen Leute über die Luftschiffahrt und ihren etwaigen Nutzen in künftigen Kriegen. Mit jugendlicher Hitze verfechten sie ihre verschiedenen Meinungen. Ein dunkelhaariger schlanker Junge mit der gelblichen Hautfarbe des Südländers ist besonders begeistert und erklärt immer wieder, wie alühend er den Engländer um das Mitfahrendürfen beneide.

„Das läßt sich leicht sagen, wenn man bestimmt nicht in die Lage kommen wird, selber in die Gondel zu steigen!" spottet einer der Kameraden. Der schmale Sechzehnjährige ballt die Faust:

„Schwätze nicht! Hätte ich zweihundert Francs in der Tasche, so würde ich, euch sofort meinen Mut beweisen!"

Plötzlich fährt ein kräftiger Windstoß zwischen die Seile des Ballons. Die pralle Kugel schwankt heftig. Nun beachtet man erst, daß in der Ferne Gewitterwolken heranziehen. Die Erregung der vielen Zuschauer wächst. Wird Blanchard unter den geänderten Wetterverhältnissen den Aufstieg wagen? Einige Abgesandte aus der Volksmenge bestürmen den Luftschiffer mit Fragen. Blanchard zuckt die Schultern:

„Warum nicht? Ich bin schon öfter bei Wind und üblem Wetter aufgestiegen. Bald schweben wir hoch über dem Unwetter!"

Mister Elgin bekommt jedoch Bedenken. Er erklärt zögernd, auf die Beteiligung am Flug verzichten zu wollen und verlangt schließlich den bereits bezahlten Fahrpreis zurück. Blanchard will das Geld jedoch nicht herausgeben. „Ich fahre ja, und Sie können mitfahren, wie es verabredet war. Wenn Sie nicht mehr mittun wollen, ist es Ihre Sache!" meint der Luftschiffer. Es entspinnt sich ein Wortwechsel über die Berechtigung der Rückforderung.

Endlich kommt dem Engländer ein guter Gedanke: „Meine Herren!" wendet er sich an die Umstehenden, „gewisse Umstände hindern mich, die Luftfahrt mitzumachen. Ist jemand da, der meinen Platz einnehmen möchte? Für die Hälfte des von mir bezahlten Betrages will ich ihn ablassen!"

Die vielen Menschen, die im Augenblick noch lachten und lärmten, sind auf einmal ganz still. Einer sieht den anderen an. Da springt der blasse schlanke Kriegsschüler, ohne sich zu besinnen, über die Absperrplanken und steht mit drei Sätzen neben der Gondel:

„Ich möchte so gerne mitfahren, aber — —"

„Wenn Sie hundert Francs bezahlen —?"